

Freuden und Leiden eines Naturasiensammlers und Malers in den Tropen.

Von Prof. A. Goering.

(Fortsetzung.)

(Mit Buntbild Tafel XI.)

Es ist selbstverständlich, daß wir uns nicht sogleich nach der Landung in einem Tropenlande in seine Wildnis stürzen, sondern uns zunächst im Kreise lieber Landsleute an der Küste für die zu unternehmenden weiteren Reisen nach dem Innern vorbereiten und kürzere Ausflüge in die Umgebung der Küstenstadt ausführen, welche uns schon eine Vorahnung von den im tiefen Innern zu erwartenden Erlebnissen gewähren. Die Gegensätze berühren sich zumeist auf das Grellste und gerade in Venezuela, wo sich unsere Exkursionen hauptsächlich bewegen werden, vermag man in wenigen Stunden aus der Küstenstadt in eine noch unberührte Waldwildnis zu gelangen. In dem unvergleichlich schönen Thale von San Estéban bei Puerto Cabello hört man sogar zuweilen das Geheul der Brüllaffen, während in der reizenden Villa des deutschen Landsmannes am Piano ein heimathliches Lied ertönt, von den nahen das Thal umschließenden Gebirgswäldern herabschallen, und wenn sich die Nacht über das Thal breitet, umschleicht der Puma die Wohnungen der Menschen; zwei Erscheinungen, welche auf ein reiches Tierleben schon in unserer unmittelbaren Nähe hindeuten.

Vor allem ist es im heißen Klima, in den für uns ganz neuen Verhältnissen, nötig, nicht sofort zu anstrengende Touren zu unternehmen, da wir uns erst nach und nach eingewöhnen müssen, was aber dem eifrigen Sammler schwer fällt, da ihn so vieles Neue und Interessante überall umgiebt, daß er womöglich gleich Alles erfassen und mitnehmen möchte.

Wir wählen nun zunächst einen schattigen Platz am Rio de San Estéban, welcher, vom Küsten-Gebirge herabkommend, das Thal durchfließt; seine klaren Wasser rauschen zwischen gewaltigen Kollsteinen hindurch und bilden hier und da reizende kleine Wasserfälle wie auch teilweise breite, scheinbar ruhige, teichartige Flächen, aus denen große Steinblöcke, überwuchert und umgeben von herrlichen Pflanzen, inselartig hervorragen. Die Ufer sind vom prächtigsten Baumwuchs umsäumt, und da und dort drängt sich noch der Urwald mauerartig dicht an sie heran, während an anderen Stellen des Menschen Hand die Bäume gefällt und freie Blicke in die weitere Umgebung geschaffen hat; wo herrliche Kaffee- und Kakaopflanzungen, welche sich mit der urwüchsigem Waldwildnis gleichsam die Hand reichen, von menschlicher Thätigkeit Zeugnis geben.

Schwer wird es uns in dieser Umgebung, die mit einem Male so viel Schönes bietet, einen Punkt zu wählen, den wir in unser Skizzenbuch aufnehmen



Laguna in den Llanos.

Tabl. Anst. v. C. Kerst, Leipzig.

möchten, und wenn wir ihn endlich haben, dann wird es fast noch schwerer, die nötige Ruhe zu finden, denn der Sammeleifer will sogleich mit befriedigt werden.

Sobald am frühen Morgen die ersten Strahlen der Sonne auf die mit Tau bedeckte Pflanzenwelt fallen, regt sich das Tierleben und führt uns gar oft die entzückendsten immer wechselnden Bilder vor. Vor den im Sonnenlicht prangenden Blüten der Orchideen summen, nachtschwärmerartig, in den herrlichsten Farben funkelnde Kolibris, Rieseneisvögel fliegen, dem Flußufer folgend, vorüber, und eine Unzahl anderer, meist buntfarbiger, Vögel belebt die Baumkronen, während prachtvolle Schmetterlinge und viele andere Insekten die Blumen umgaukeln. Viel giebt es da zugleich zu beobachten und Flinte wie Schmetterlingsnetz könnten immer in Bewegung sein. Aber nur die uns unbekannt, vielleicht neu erscheinenden Tiere veranlassen uns zum Schuß und Netzschwung. So haben Pinself, Flinte und Netz immer volle Beschäftigung, und das Spiritusglas muß laufendes und kriechendes Getier einnehmen.

Auf diese Weise, indem wir an derselben Stelle länger verweilen, erreichen wir mehr, als wenn wir bei fortwährendem Herumstreifen die Tiere verscheuchen. Mit unbeschreiblicher Freude sehen wir, wie sich Kästchen und Glas mit Schätzen füllt, wie auch ein Teil der Szenerie sich auf dem Papier nach und nach herausbildet und wir prägen uns, durch die Skizze die uns umgebende Landschaft für alle Zeiten fester ein, weil wir uns in ihre Einzelheiten vertiefen.

Ich muß hier bemerken, daß es keineswegs leicht ist als Maler sogleich ein befriedigendes Resultat zu erzielen, da die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben in der Pflanzenwelt eine so enorm große ist und uns zunächst wie eine feste Masse erscheint. Bei uns besteht auch der gemischte Wald aus verhältnismäßig wenigen Hauptformen, welche gleichmäßig einen meilenweiten Raum bedecken, während in den Tropen auf viel kleinerem Raume Hunderte verschiedener Baumriesen hart aneinander stehen und umschlungen und bedeckt sind wieder von Hunderten schmarokender Pflanzen, sodas es oft unmöglich ist, die Stämme und das Laubwerk der Träger zu erkennen. In dieser Beziehung hat es der Maler der heimischen Wälder leichter, da er verhältnismäßig bald fertig wird mit genauen Einzelstudien, während in den Tropen ein einzelner Baum mit seinen ihn umhüllenden Schmarokern eine lange Zeit allein in Anspruch nimmt, und je länger man sich in das Studium desselben vertieft, desto mehr scheint sich heraus zu entwickeln, und gleiche Mannigfaltigkeit tritt uns auf dem Grunde zwischen den Bäumen entgegen.

Für heute ist der Morgen noch glatt verlaufen. Ohne von der Hitze sehr leiden zu müssen, weil ein kühlender Wind durch das Thal streicht und weil auch das Wasser des Flusses Kühlung verbreitet, haben wir, auch wenig von den

Mosquitos geplagt, einen herrlichen Naturgenuß gehabt und kehren noch vor Mittag in das gastliche Haus zurück. Freundlicher Empfang unserer Gastfreunde und ihr Interesse für unsere Ausbeute erhöht den Genuß, und die große Freude wird noch mehr gesteigert, wenn wir an das Ordnen und Präparieren gehen. Im Orte selbst wird es unter den farbigen Eingeborenen bald bekannt, daß ein „Curioso“ oder „Naturalista“ angelangt ist, der alles aus der reichen Natur mitnimmt, was andere Menschenfinder liegen lassen. Besonders ist es die Dorfjugend, welche durch Herbeischleppen allerlei oft unnützer Gegenstände zuweilen mehr belästigt als nützt. Man darf es indes mit diesen Gehilfen nicht verderben und findet auch bald einen heraus, welcher mit mehr Verständniß auf unsere Wünsche eingeht. Und so gelangen wir manchmal zu ganz interessanten Sachen. Gar oft kommen robuste, nur mit Palmenhut bekleidete Dorfjungen mit fünfzig und noch mehr Fröschen von derselben Art an, welche sie mit den Beinen an eine Liane gebunden hatten, oder mit großen blauen Schmetterlingen, zwischen feuchte Bananenblätter gelegt, an denen sich die Farben der Flügel herrlich abgedrückt haben u. s. w.

Nach mehrfachen ähnlichen Ausflügen, welche immer weiter ausgedehnt werden, geht es dann in das Innere des Landes zu Pferde, oder zu Mantier für die Gebirgstouren, da, wo es noch welche giebt, welche aber oft nicht bloß sehr schlecht, sondern gefährlich sind.

Nun aber läßt sich die Sache anders an, denn alle gewohnten Bequemlichkeiten bleiben zurück, es giebt keinen Austausch der Gedanken mehr mit gebildeten Leuten, und wir sind ganz auf uns angewiesen, denn die einheimischen, uns begleitenden farbigen Diener haben selbstverständlich nur Interesse für die Mantiere; und das ist für uns eigentlich die Hauptsache, denn viele stellen sich als unbrauchbar und unverschämt heraus oder ihre hauptsächlichste Leistung ist, bei nächster Gelegenheit sich voll Schnaps zu trinken. Damit beginnen schon allerlei Ärgerlichkeiten!

Bei meiner Reise nach Caripe in der Provinz Cumaná, Humboldts erstem Arbeitsfelde in den Tropen, sollte ich schon neben den großartigen Naturgenüssen in den ungeheuern Gebirgswäldern manche bittere Erfahrungen machen. Es kam sogar zu Thätlichkeiten mit dem immer durstigen Führer, aber trotzdem war es nicht zu verhüten, daß wir manche Nächte durch diese Hindernisse im Urwalde bleiben mußten, ohne eine Niederlassung zu erreichen, was ohne solche Zwischenfälle nicht schwer gewesen wäre. Aber auch derartige Zwischenfälle bringen manchen andern Genuß und Erfahrungserweiterungen. So erinnere ich mich beispielsweise an das unfreiwillige Übernachten in einer weiten Lichtung in den Wäldern von Catuara noch mit Schauern, aber auch zugleich mit Freuden, daß wir sie glücklich überstanden.

Schon während des ganzen Tages hatte uns eine furchtbare Hitze belästigt, die um so fühlbarer wurde, da nicht das geringste Lüftchen wehte. Zwischen mir und meinen Begleitern war durch die angedeuteten Gründe eine Spannung entstanden, Hände und Gesicht waren durch Mosquitostiche aufgeschwollen, noch nicht an das Reiten gewöhnt, hatte ich mich auf den holprigen Wegen, bergauf und bergab, aufgeritten; ich befand mich daher nicht gerade in der rosigsten Stimmung! Nun kam noch dazu, daß, wenn wir die nächste Niederlassung nicht erreichten, wir auch noch hungrig zu „Bette“ gehen mußten. So kam es auch, denn als wir den engen Waldpfad verließen und in die angedeutete Richtung eintraten, begann es zu dämmern. Wie eine prachtvoll hochrote Feuerkugel sank die Sonne im Westen hinter die Waldwand hinab, während im Osten schwarze Wolkenmauern standen, deren Ränder noch goldig von der untergehenden Sonne beleuchtet waren; und schon hörte man ein fernes dumpfes Rollen und Rauschen, welches ein langsam herannahendes Unwetter andeutete.

Während der sehr kurzen Dämmerung vollzog sich ein anderes Schauspiel. Tausende und Tausende von Amazonen-Bapageien flogen kreischend von einem Waldteile zum andern über die Lichtung. Ob die wohl vor dem in Aussicht stehenden Unwetter flüchteten? „Los Lorros se wán, porque tienen miédo del tiempo“, „die Lorros fliehen, weil sie Furcht vor dem Unwetter haben“ sagten meine Begleiter.

Der Bapageienzug dauerte so lange, bis sich fast volle Dunkelheit über uns breitete. Nur in den Gegenden südlich von Mendoza hatte ich die Felsensittiche in so großen Massen gesehen. Das unheimliche Geschrei verhallte, und kräftiger und drohender hörten wir den Donner; schon blies der Wind, wie ein Vorbote des Unwetters, durch die Kronen der Bäume und bald artete derselbe in Sturm aus, ruckweise wurde die Luft durch Blitze erleuchtet, und nun hatten wir Blitze und furchtbaren Donner in unserer Nähe; der Regen begann und entwickelte sich zu fast wolkenbruchartigem Niederschlag. Ganz ohne Schutz waren wir dieser unwillkommenen tropischen Wassergabe ausgesetzt. Unsere Tiere wurden unruhig, und eines derselben riß sich los und verschwand in der schwarzen Nacht. Das war nicht heiter!

Lange stand das Gewitter zwischen den uns umgebenden Bergen und erst spät in der Nacht trat wieder Ruhe ein, Sterne leuchteten wieder zwischen den zerrissenen Wolken hindurch, und endlich gegen 2 Uhr morgens wölbte sich der prachtvollste südliche Sternenhimmel in seiner vollsten Klarheit über uns, dessen Pracht noch erhöht wurde durch den Anblick des südlichen Kreuzes. Während dieses Naturereignisses herrschte zwischen uns vollständige Ruhe, sobald aber sich wieder Friede in der Natur eingestellt hatte, begann das Klagen meiner Begleiter,

welche ich nur durch einen Rest Rum, den ich in einem entleerten Pulverhorn zu solchen Zwecken bei mir hatte, einigermaßen beruhigen und über die Lage hinwegtrösten konnte.

Bei Ausbruch des Tages zogen wir, nachdem sich auch das entlaufene Maultier wieder gefunden hatte, weiter und drangen, ermutigt durch das schöne Wetter, nochmals auf engem Pfade in den Wald. An Abtrocknen der Kleider war vorläufig nicht zu denken, denn wir wurden durch Berührung der Pflanzen an den Seiten des Pfades von neuem mit Wasser überschüttet. Glücklicherweise gelang es mir ein Hoccohuhn zu schießen, welches wir an einem kleinen Wasserlaufe mit großer Freude verzehrten, nachdem es mit größter Mühe gelungen war, ein Feuer anzuzünden, um die willkommene Beute am Spieße zu braten. Meine Begleiter schmunzelten — und ich auch —, als über dem Feuer der mit Salz eingeriebene ausgezeichnete Braten zu duften begann, und unsere gegenseitigen Beziehungen besserten sich noch mehr, als ich ein Säckchen mit geriebenem Kaffee aus der Jagdtasche zog. Kaffee, du liebe Morgengabe auch im tropischen Walde! In dem Deckel eines Blechtubus, welcher Aquarellpapier und Pinsel barg, wurde der Mokka gekocht und dann durch das Schmetterlingsnetz in die mitgenommenen Schalen des Flaschenbaumes gegossen, welche uns als Tassen dienten. Und wie stark war dieser Labetrunk, denn wir befanden uns ja im Kaffeelande; manche Bliemchenkaffee-Dame der lieben Heimat würde uns darum beneidet haben!

Bei solchen kurzen Raufen wird natürlich sofort gesammelt und skizziert, gar manchmal gelingt es, daß ein keine Gefahr ahnender sogenannter „guter“ Vogel in unserer Nähe einfällt, der uns durch sichern Schuß zur Beute wird. Und wie groß ist dann die Freude, wenn es eine Seltenheit ist oder gar neu zu sein scheint. Die vergangene Schauernacht ist vergessen und wir ziehen gestärkt und fröhlich weiter. Eine Stunde später — so wird das eingerichtet, werden die guten Beziehungen zwischen mir und meinen Begleitern durch einen kräftigen Schluck Schnaps wieder vollständig hergestellt.

Ich gehe über die Schilderung vieler Erlebnisse, bei denen immer Freude und Mißstimmung wechselten, hinweg. Am fünften Tage nach unserer Abreise von der Küste erreichten wir den Ort Caripe, nachdem wir noch bei furchtbarem Kampf mit allerlei Hindernissen, den gefährlichsten Teil des schrecklichen Weges durch Überbreitung des Montaña de Sta. Maria ausgeführt hatten. Der schmale Pfad über diesen höchsten Gebirgsrücken vor Caripe führt an steilen Abhängen hinauf, zur rechten Seite rauscht in der Tiefe der Rio de Sta. Maria durch eine dunkle Schlucht. Senkrechte Felswände wechseln mit sanft geneigten dicht bewachsenen Abhängen. Wir arbeiten uns mit großer Anstrengung durch den Schlamm zwischen den zackigen Steinen, aber an der gefährlichsten Stelle,

von welcher sogar die Eingeborenen mit Schrecken sprechen, dem Salto de Diáblo, dem Teufelsprung, sollten wir noch einen Unfall erleben. Ein schon sehr entkräftetes Maultier vermochte nicht den gewaltigen Steinblock zu nehmen und stürzte ungefähr 50 Fuß tief den Abhang hinab, wobei es glücklicherweise mit den Gepäckstücken zwischen zwei Baumstämmen hängen blieb. Nach langer, harter Arbeit gelang es uns das erschöpfte Tier wieder heraufzuschaffen, ohne daß es einen besonderen Schaden erlitten hatte. Ein später dort durchreisender deutscher Reisender hat an dieser selben Stelle ein Tier für immer verloren.

Caripe liegt in einem herrlichen Hochthale in über 3000 Fuß Meereshöhe und hat ein sehr mildes Klima. Hier blieb ich drei Monate und schlug da und dort meine Arbeitsstätte auf, wie ich sie auf dem Bilde vorgeführt habe. Die große Quacharohöhle wurde mehrfach besucht und gemalt, auch Teile des tiefen Innern der Höhle wurden bei Fackelschein gezeichnet, wie z. B. der Humboldtstein, an welchem damals noch der eingekritzelte Name Humboldts zu erkennen war. Welche Gedanken mögen ihn bewegt haben, als er beim Eintritt in die gewaltigen unterirdischen Hallen von Tausenden und Abertausenden der merkwürdigen Quacharos, welche gespensterartig durcheinander flogen, mit ohrenzerreißendem Geschrei begrüßt wurde!

Es gelang mir, noch mehrere neue Quacharohöhlen im Südosten von Caripe, in Begleitung der Chaimus-Indianer, aufzufinden, zu welchem Zwecke ich zehn Tage in den Gebirgswäldern von Punceres zubrachte. Es dürfte in ganz Südamerika kaum ein zerriffeneres, zerklüfteteres und unterhöhteres Gebirge geben, als gerade dieser Teil im Nordosten von Venezuela ist. Die unzähligen Schluchten, Thäler, Abstürze und Flüsse, sowie der geradezu gewaltige Pflanzenwuchs bilden die scheinbar unüberwindlichsten Hindernisse und stellen dem Eindringling in diese geheimnisvolle Welt jeden Augenblick Gefahren entgegen. Außerdem ist diese Gegend berüchtigt wegen der großen Häufigkeit der Giftschlangen, Jaguare, Pumas u. s. w. Selbst die Chaimus waren schwer zu bewegen, mich zu begleiten, und der Ortsrichter von Caripe rief mir beim Ausmarsch nach: „Du kommst von dort nicht zurück!“ Ich muß die Schilderung der vielfachen Fährlichkeiten übergehen, welche aber belohnt wurden durch den Anblick der neuen Höhlen und verweise den freundlichen Leser auf den Jahrgang 1868 des Globus, in welchem ich ausführlich darüber geschrieben habe. Als wir aus dieser furchtbaren Wildnis wieder herausstraten in das Thal von Caripe und abgerissen und erschöpft waren, kam mir die erste Hütte einer Chaimus-Familie vor wie ein mit allen Bequemlichkeiten ausgestattetes Hotel.

Auf Ausflügen nach dem südwestlichen Teile des Gebirges, von deren höchsten, zum Teil unbewaldeten Rücken aus bot sich ein anderer erhabener Naturgenuß.

Tief unter uns dehnten sich, meerähnlich, die Planos bis zur scheinbaren Unendlichkeit aus. Silbernen Bändern gleich erscheinende Flüsse und zwischen ihnen glänzende Lagunen, sowie große und kleine Palmenwälder, welche sich dunkel von der Steppe abhoben, während der ferne Horizont im Duft verschwand, verliehen der Landschaft einen höchst eigentümlichen Charakter, der durch den Wechsel der Beleuchtung noch mehr gehoben wurde. Wir ahnten auf unserm hohen Standpunkte, über welchen ein kühlender Wind blies, die Hitze, welche da unten in der Tiefe herrschen und welches ganz andere Pflanzen- und Tierleben dem Wanderer entgegentreten müßte.

Während ich diesen Anblick zeichnete, ertönte das Lokomotivenartige Pfeifen einer großen Cycade aus den nahen Gebirgswäldern und zuweilen der täuschend glockenartige Ruf des Campanero, des Glockenvogels, so daß man sich in eine hochentwickelte Kulturlandschaft versetzt wähnte. Ich hatte mich so in die Szenerie und Arbeit vertieft, daß ich kaum die eintretende Dämmerung bemerkte und erst als bei einbrechender Dunkelheit das unheimliche Geschrei der aus ihren unterirdischen Wohnungen schwärmenden Quacharos gleichsam zur Rückkehr mahnte, verließen wir den hochinteressanten Punkt.

Das Zutrauen und die Bereitwilligkeit der sehr zurückhaltenden Chaimus hatte ich mir durch das Ausbessern und Bemalen ihrer alten, von Würmern durchfressenen Heiligenbilder und Herstellung einiger neuer Götzen erworben. Erst hielten sie mich auch, wie das vielfach im Innern von den Eingeborenen geschieht, für einen Narren, weil ich allerlei in ihren Augen unnütze Gegenstände aus der Natur zusammentrug. Wie oft hatte ich gehört, daß, wenn ich Käfer oder sonst was sammelte, unter den um mich stehenden Neugierigen gemurmelt wurde: „Mit dem scheint's nicht ganz richtig zu sein oder er macht Remedios daraus.“

Auf dem Rückwege nach der Küste betraf mich noch ein schwereres Mißgeschick als auf dem Hinwege. Auf demselben Pfade der Montaña de Sta. Maria stürzte ein Tier ab und ein Teil der Sammlungen ging dadurch zu Grunde. Und doch war das nichts gegen den Verlust, welchen ich Jahre später durch eine Strandung auf der Barre von Maracaibo erlebte, wo ich vier Kisten Orchideen und eine Anzahl lebende Tiere verlor. Welche Gefühle den Sammler durchdringen mußten, wenn er in wenigen Minuten das Resultat Monate langer, oft unter Gefahren vollbrachter Arbeit verloren gehen sieht, stellt sich der freundliche Leser gewiß leicht vor — das grolle Gegenteil von Freude — Schmerz!

Ich will vorläufig mit meinen Erinnerungen schließen. Der Ausflug nach Caripe, nach dessen Beendigung ich in Carúpano sehr krank wurde, mich aber durch gute landsmännische Pflege bald wieder erholte, bildete erst den Anfang der vielen Reisen ins Innere des hochinteressanten Landes. Doch will ich, ganz zum Schluß,

von meinen Begleitern noch Abschied nehmen mit einem freundlicheren Bilde, welches uns mit den ausgestandenen Strapazen einigermaßen ausjöhnen mag.

Wie viele auf den Reisen gesammelte Eindrücke unverwischlich bleiben, so prägen sich doch manche ganz besonders ein. Niemand wird das bezaubernde Bild vergessen, welches sich unter ihm ausbreitet, wenn er auf dem Gipfel des Corcovado bei Rio de Janeiro steht, aber noch erhabener ist der Eindruck, wenn man hoch oben auf dem Rücken der Cordilleren, von einem Punkte aus über der Grenze des ewigen Schnees, mit wenigen Blicken in senkrechter Richtung alle Zonen zu durchmessen vermag.

Bei der Besteigung der Sierra Nevada von Mérida, in einer Höhe von mehr als 4000 Metern, bot sich uns ein seltener Anblick dar. Die Klarheit der Luft begünstigte den Hochgenuß, so daß wir das großartige Panorama bis in die weiteste Ferne verfolgen konnten. Im Schnee stehend schweifte unmittelbar unter uns der Blick über Schneefelder, etwas tiefer auf die Páramos mit ihrer merkwürdigen alpinen Pflanzenwelt, dann über dunkle Gebirgswälder, zwischen welchen sich bis zur Höhe von 9000 Fuß wie teppichartig hingebreitete Weizenfelder herausziehen, noch tiefer, in einer Höhe von 6000 Fuß, liegt auf einem herrlichen Insellande die schon von einer tropischen Kultur umgebene Stadt Mérida, von hier aus fällt der Blick immer weiter nach Westen, in das tief eingeschnittene Thal des Rio Chorma, wo Kaffee-, Zucker- und Kakaopflanzungen abwechseln. Über die niedrigsten Einsenkungen der unserm Standpunkte gegenüberliegenden Kette der Páramos de los Couejos zeigen sich hier und da Teile der Tiefebene, welche mit über alle Beschreibung erhabenem Urwald bedeckt, von vielen Flüssen und Sümpfen durchzogen ist und den in weitester Ferne glänzenden südlichen Teil des Sees von Maracaibo umschließt. Welche unendliche Fülle von Naturreichtümern sind hier auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammengedrängt! Sollte bei manchem der lieben Leser nicht die Lust erregt werden, sich diesen Naturgenuß zu verschaffen? — Er würde mit allen Fährlichkeiten und Strapazen sicher ausjöhnen.

Über einen neuen Vogel vom oberen Yang-tse Kiang und Tungting See.

Von Dr. F. P. Pražák.

Vor zwei Monaten erhielt ich eine aus 307 Bälgen bestehende Sammlung chinesischer Vögel, welche mir von meinem Freunde, einem in Tschow anässigen Polen aus Oesterreich, Herrn W. Jaworowski, zugesandt wurden. Dieselben wurden von dem genannten Herrn während seiner im Sommer 1896 zum Tungting See

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatschrift](#)

Jahr/Year: 1897

Band/Volume: [22](#)

Autor(en)/Author(s): Goering Anton

Artikel/Article: [Freuden und Leiden eines Naturaliensammlers und Malers in den Tropen. 320-327](#)